

The book cover features a photograph of a person standing in a vast field of tall, golden-brown grasses under a dramatic, sunset sky with soft clouds. The person is seen from behind, looking out over the horizon. The title 'RICHARD FORD' is printed in large, bold, black serif font, and 'KANADA' is in a slightly smaller, bold, red serif font below it.

**RICHARD  
FORD**  
**KANADA**

ROMAN  HANSER BERLIN

zart wie unsere Mutter. Was mir gefiel, so wie mir auch gefiel, was sie mir anziehen gab – Khakihosen und adrette gebügelte Hemden und Oxfordschuhe aus dem Sears-Katalog. Unsere Eltern witzelten über Berner und mich, dass der Postbote oder der Milchmann uns gebracht hätte, wir wären »Restposten«. Was ich allerdings nur auf Berner bezog. In letzter Zeit war sie immer empfindlicher in Bezug auf ihr Aussehen geworden, immer unzufriedener – als wäre innerhalb kurzer Zeit irgendetwas in ihrem Leben schiefgelaufen. Zu einem bestimmten Zeitpunkt in meiner Erinnerung war sie ein normales, sommersprossiges, süßes, glückliches kleines Mädchen mit einem wunderschönen Lächeln, das uns alle mit seinen Grimassen zum Lachen brachte. Jetzt stand sie dem Leben skeptisch gegenüber, das machte sie sarkastisch und treffsicher, was meine Schwächen anbelangte; meistens wirkte sie einfach wütend. Sie mochte nicht einmal ihren Namen – mir gefiel er, ich fand, er machte sie einzigartig.

Nachdem mein Vater einen Monat lang Oldsmobiles verkauft hatte, geriet er in einen kleineren Auffahrunfall, als er zu schnell mit seinem Demonstrationsauto unterwegs war, zudem war er auf den Stützpunkt gefahren, wo er eigentlich nichts zu suchen hatte. Danach verkaufte er Dodges und brachte eine schöne braun-weiße Coronet-Limousine mit nach Hause, die mit Druckknöpfen am Armaturenbrett, einem sogenannten »Push-Button Drive«, elektrischen Fensterhebern und drehbaren Sitzen ausgestattet war, dazu modischen Flossen, grellroten Heckleuchten und einer langen Peitsche von Antenne. Dieser Wagen stand drei Wochen lang vor

unserer Haustür. Berner und ich saßen drin und hörten Radio, unser Vater nahm uns erneut auf Spritztouren mit, und wir ließen alle Fenster offen, damit der Fahrtwind hindurchwehte. Mehrere Male nahm er die Schmugglerroute, ließ uns beide ans Steuer und brachte uns bei, wie man rückwärts fährt und wie man die Räder richtig dreht, um über eine Eisfläche zu schliddern. Leider verkaufte er überhaupt keine Dodges und kam zu dem Schluss, dass er für eine Stadt wie Great Falls – eine schroffe Landgemeinde von gerade mal fünfzigtausend Einwohnern, voll genügsamer Schweden und misstrauischer Deutscher und mit nur wenig betuchten Leuten, die ihr Geld auch mal für schicke Autos ausgeben wollten – in der falschen Branche war. Also gab er das auf und wandte sich dem Verkauf und Tausch von Gebrauchtwagen zu, auf einem Grundstück weit draußen in der Nähe des Stützpunkts. Flieger litten immer unter Geldnot und ließen sich scheiden und würden verklagt und heirateten wieder und kämen ins Gefängnis und brauchten Bares. Sie kauften und tauschten Autos wie eine Art Währung. Man könne als Mittelsmann zu Geld kommen – und er mochte diese Position. Außerdem waren Flieger eher geneigt, Geschäfte mit einem Exoffizier zu machen, der ihre Probleme verstand und nicht auf sie herabsah wie andere Leute in der Stadt.

Am Ende blieb er auch in diesem Job nicht lange. Wobei er Berner und mich zwei-, dreimal auf das Autogelände mitnahm und uns alles zeigte. Dort gab es für uns nichts zu tun, als zwischen den Autoreihen herumzuschlendern, in dem sengendheißen Wind unter den flappenden Wimpeln und den silbernen Blinkstreifen am Draht,

während wir den vorbeifahrenden Verkehr zum Stützpunkt und zurück beobachteten, zwischen den in der Sonne Montanas bratenden Motorhauben. »Great Falls ist eine Gebrauchtwagenstadt, keine Neuwagenstadt«, sagte unser Vater, die Hände in die Hüften gestemmt, auf der Treppe zu dem kleinen Holzhäuschen, wo die Verkäufer auf Kundschaft warteten. »Neuwagen bringen die Leute ins Armerhaus. Ein Tausender ist weg, sobald man vom Gelände fährt.« Ungefähr zu dieser Zeit – Ende Juni – sagte er auch, er denke an eine Reise in den Süden, nach »Dixie«, um mal zu schauen, wie die Dinge dort bei den »Hintermännern« stünden. Meine Mutter ließ ihn wissen, diese Reise werde er aber allein machen, ohne seine Kinder, worüber er sich ärgerte. Sie sagte, sie wolle nicht mal in die Nähe von Alabama. Mississippi habe ihr gereicht. Die Lage der Juden sei dort schlimmer als die der Farbigen, die wenigstens dort hingehörten. Ihrer Meinung nach sei Montana besser, weil die Leute hier nicht einmal wüssten, was Juden seien – und damit war ihre Diskussion beendet. Meine Mutter hatte eine zwiespältige Haltung zum Jüdischen, manchmal empfand sie es als Last, manchmal fühlte sie sich aber auch dadurch herausgehoben, was ihr gefiel. Es war nie ganz und gar gut. Bemer und ich wussten nichts darüber, außer dass meine Mutter Jüdin war, was uns nach den alten Regeln offiziell auch zu Juden machte, und dass das auf jeden Fall besser war, als aus Alabama zu kommen. Wir sollten uns als »nicht praktizierend« betrachten oder als »entwurzelt«. Das hieß nur, wir feierten Weihnachten und Thanksgiving und Ostern und den 4. Juli gleichermaßen und gingen nicht zum Gottesdienst, was kein Problem war, denn in Great Falls gab es sowieso keine Synagoge.

Eines Tages würde es vielleicht etwas bedeuten, aber im Moment war es nicht wichtig.

Als unser Vater einen Monat lang im Gebrauchtwagenhandel tätig gewesen war, kam er eines Tages mit einem Auto nach Hause, das er sich selbst gekauft hatte – eingetauscht gegen unseren '52er Mercury –, einem weiß-roten '55er Bel Air Chevrolet, direkt von seinem Gelände. »Ein gutes Geschäft.« Er sagte, er habe sich einen neuen Job organisiert, als Verkäufer von Ranch- und Farmland – davon habe er zwar zugegebenermaßen keine Ahnung, aber er habe sich für einen entsprechenden Kurs im Kellergeschoss des YMCA angemeldet. Die anderen Männer in der Firma würden ihm helfen. Sein Vater sei Holzgutachter gewesen, deshalb sei er guten Mutes, dass er ein Gespür für die Dinge »draußen in der Wildnis« habe – ein besseres als für die Stadt. Außerdem, wenn Kennedy im November gewählt würde, brähe eine Zeit neuen Schwungs an, und als Erstes würden die Leute Land kaufen wollen. Davon würde ja nicht mehr gemacht, als nun mal da sei, sagte er, obwohl es hier in der Gegend schon ziemlich viel davon gebe. Bei den Prozentsätzen im Verkauf von Gebrauchtwagen, so habe er gelernt, schnitten alle gut ab, bis auf die Verkäufer. Er wisse nicht, warum er das als Letzter habe herausfinden müssen. Unsere Mutter war ganz seiner Meinung.

Wir, meine Schwester und ich, wussten es damals natürlich nicht, aber den beiden muss wohl in dieser Zeit – nachdem er die Air Force verlassen hatte und sich angeblich draußen in der Welt finden wollte – klar geworden sein, dass sie allmählich auseinanderdrifteten, dass sich ihr Blick auf den anderen veränderte, vielleicht auch, dass die Unterschiede zwischen ihnen nicht dahinschmolzen, sondern größer

wurden. All das dicht gedrängte, vereinnahmende, turbulente Herumvagabundieren von einem Luftwaffenstützpunkt zum nächsten, dabei auch noch flugs zwei Kinder großzuziehen, und das jahrelang, hatte ihnen gestattet, eine Erkenntnis vor sich herzuschieben, zu der sie gleich zu Anfang hätten gelangen müssen – wahrscheinlich noch eher sie als er: dass die ursprünglichen Kleinigkeiten sich inzwischen zu etwas ausgewachsen hatten, das zumindest ihr nicht mehr gefiel. Sein Optimismus, ihre fremdelnde Skepsis. Der Südstaatler in ihm, die jüdische Einwanderin in ihr. Seine geringe Bildung, dagegen der Wert, den sie darauf legte, und ihr Gefühl, ein unerfülltes Leben zu führen. Als ihnen das klar wurde, hatten sie beide mit Spannungen und Vorahnungen zu kämpfen, jeder auf seine Weise. (Das spricht aus verschiedenen Bemerkungen meiner Mutter, vor allem in ihrer Chronik.) Hätten die Dinge sich so entwickeln dürfen wie bei Tausenden anderen – allmählich hin zu einer ganz gewöhnlichen Trennung –, hätte sie Bemer und mich einfach einpacken und mit dem Zug nach Tacoma bringen können, woher sie stammte; oder nach New York oder Los Angeles. Dann hätten sie beide eine Chance auf ein gutes Leben in der großen weiten Welt gehabt. Mein Vater hätte möglicherweise zur Air Force zurückgehen können, es war ihm ohnehin schwer genug gefallen, sie zu verlassen. Er hätte eine andere Frau heiraten können. Sie hätte wieder studieren können, sobald Bemer und ich auf dem College gewesen wären. Sie hätte Gedichte schreiben können, ihren frühen Ambitionen folgend. Das Schicksal hätte ihnen ein besseres Blatt auf die Hand gegeben.

Wenn sie diese Geschichte erzählen würden, käme natürlich eine